

# Wortarten und Grammatikalisierung



# Linguistik – Impulse & Tendenzen

Herausgegeben von  
Susanne Günthner  
Klaus-Peter Konerding  
Wolf-Andreas Liebert  
Thorsten Roelcke

12

Walter de Gruyter · Berlin · New York

# Wortarten und Grammatikalisierung

Perspektiven in System und Erwerb

Herausgegeben von

Clemens Knobloch

Burkhard Schaeder

Walter de Gruyter · Berlin · New York

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,  
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 3-11-018411-7

ISSN 1612-8702

*Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© Copyright 2005 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin  
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist  
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere  
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeiche-  
rung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Satz: Bastian Pohl, Siegen

Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin

## **Wortarten und Grammatikalisierung: ein Vorwort**

### **Die Fragestellung**

Traut man der zusehends sich einbürgernden Rede von der „Grammatikalisierung“, so scheint der elementare Gegensatz von Grammatik und Lexikon in der Sprachwissenschaft viel von seiner Schärfe zu verlieren. Was heute als „Grammatik“ imponiert, das wirkt weniger fremd und eigenständig, wenn es als diachron transformierte, kontextgeneralisierte und semantisch verdünnte Lexik reinterpretiert werden kann. Je näher man indessen dem harten Kern der grammatischen Tradition kommt, desto deutlicher werden die Paradoxien des Grammatikalisierungsgedankens. Aus dem diachronen Faktum der Grammatikalisierung (bestimmter, spezifischer) lexikalischer Bestände wird die Frage nach den Triebkräften, die aus dem grenzenlosen Fundus der lexikalischen Semantik wenige Bestände als „grammatikalisierungsfähig“ auslesen und sie in allgemein-darstellungstechnische Funktionen überführen können. Und unter den harten Kernen der härteste steckt in der grammatischen Einteilung des Wortschatzes nach „Wortarten“.

Mustert man die klassischen Felder der Grammatikalisierung, der Entstehung grammatischer Bedeutungen bzw. Funktionen aus lexikalischen (für einen Überblick Lehmann 1995), so zeigt sich deutlich, dass die systemische Anatomie der klassischen Wortarten mit ihren Feld- und Prägekräften eigentlich immer als bereits etabliert und wirksam vorausgesetzt wird, wenn von „Grammatikalisierung“ die Rede ist. „Grammatikalisieren“ kann sich ein stärker lexikalisches Element dann und nur dann, wenn die darstellungstechnischen Kraftfelder der Grammatik bereits hinreichend abgesetzt und verselbstständigt sind gegenüber der Nenn-, Prädikations- und Deskriptionslexik. Damit ein Verb zum Hilfsverb und schließlich zum TAM-Affix werde, muss das Kraftfeld der verbalen Kategorien immer schon vorausgesetzt werden. Und wenn ein Demonstrativum zum grammatisch obligatorischen bestimmten Artikel (und vielleicht nach und nach zum bloßen Anzeiger von Nominalität) sich abschwächt, dann muss das Bezugssystem zwischen referentiell spezifizierenden und konzeptuell modifizierenden Attributiva, das die Wortart (attributives) „Adjektiv“ zu definieren pflegt, bereits wirksam etabliert sein (vgl. Seiler 1978, Himmelmann i.d.B.). Wenn aber diachrone Grammatikalisierungsprozesse die „Grammatik“ im Kern bereits voraussetzen, dann erhebt sich die Frage, ob wir es nicht allein mit sekundären, mit lediglich „readjustierenden“ Prozessen zu tun haben, wenn wir von der „Grammatikalisierung“ sprechen, von einem „drift“, der ausgewählte lexikalische Sphären erfassen kann unter

der Voraussetzung, dass die kategoriale Systematik der jeweiligen Sprache ihre systemische Festigkeit bereits erlangt hat. Zugespitzt: Theorien der Grammatikalisierung erklären nicht die Entstehung von „Grammatik“ aus „Lexik“, sie erklären nur, wie „Grammatik“ aus „Lexik“ entstehen kann unter der Voraussetzung, dass der Gegensatz von „Grammatik“ und „Lexik“ bereits systemisch etabliert ist.

Selbstverständlich gibt es eine höchst respektable linguistische Tradition, die (schrift-)sprachliche grammatische Schematisierungen konsistent auf den Medienwandel von pragmatisch-sympraktischer und hochgradig indexikalischer Mündlichkeit zu exklusiv synsemantischer, darstellungsdominanter Schriftlichkeit zurückführt (vgl. z.B. Givon 1979).<sup>1</sup> Allerdings wird auch in diesem Zusammenhang selten die Frage gestellt, an welche „oral“ und diskursiv geprägten darstellungstechnischen Schematisierungen sich die „neuen“ und sophistizierten grammatischen Bezugssysteme anlehnen, wenn sie ihre pragmatischen Krücken abwerfen und zunehmend konzeptionell schriftlich werden, wenn sie sympraktische Verweisungsräume abbauen und synsemantische Verweisungsräume ausbauen. Der Grammatikalisierungsgedanke, so lässt sich resümieren, kann nur entfaltet werden, wenn es gelingt, ihn gegen die *petitio principii* zu schützen, die darin besteht, dass „Grammatik“ immer schon unterstellt werden muss, damit sich Motive für die „Grammatikalisierung“ lexikalischer Bestände finden lassen.

So ist es nicht verwunderlich, dass man im *Inneren*, in der Binnengliederung der Hauptwortarten sehr oft ein Kontinuum von schwächer und stärker grammatikalisierten Elementen findet: Auxiliare sind stärker grammatikalisiert als Vollverben und dienen ihrerseits als Ausgangspunkt für die Herausbildung noch stärker grammatikalisierter Verbkategorien, adjektivische Pronomina und Determinantien sind „grammatischer“ als lexikalische Adjektive, und substantivische Pronomina imponieren häufig als grammatikalisierte Nomina. Lehmann (1995: 40) notiert, dass Personalpronomen der dritten Person häufig aus demonstrativen Quellen stammen, Personalpronomen der übrigen Personen aus grammatikalisierten Bezeichnungen sozialer Relationen (Honorifikativa etc.; etwa im Spanischen *usted* aus *vuestra merced*). So entsteht ein Bild des Verhältnisses zwischen Wortarten und Grammatikalisierung, an dem zwei Züge hervorstechen: einerseits das Grammatikalitätsgefälle innerhalb der „großen“ Wortarten, andererseits der Umstand, dass die selbst stärker grammatischen (und relativ geschlossenen) Wortklassen (Pronomina, Artikel, Präpositionen etc.) qua Grammatikalisierungsbeziehung aus den „großen“ Wortarten abgeleitet sind oder abgeleitet werden können. Im Ergebnis können wir uns

---

1 Einschlägig für diesen Bereich sind auch die zahlreichen Untersuchungen, die im Zusammenhang mit dem Forschungsschwerpunkt „Übergänge zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit“ an der Universität Freiburg in den letzten 20 Jahren zustande gekommen sind.

(wie Lehmann i.d.B. diskutiert) die Hauptwortarten als „Input“ für einen Grammatikalisierungskanal vorstellen, dessen „Output“ in der gleichen Wortklasse bleibt (Verb → Auxiliar) oder in eine andere Wortklasse übergeht (Nomen → Präposition) oder aber den Wortstatus verliert und zum Affix wird (Personalpronomen → Verbendung). Was wir uns *nicht* vorstellen können, ist, dass die Hauptwortarten selbst Resultat von Grammatikalisierung sind, „Output“ diachroner Verschiebungen vom „Lexikalischen“ zum „Grammatischen“. Als grammatisch relativ homogene *Klassen von Lexemen* unterliegen die Hauptwortarten ohnehin anderen Bedingungen als *einzelne Elemente* im Grammatikalisierungskanal. Ein dynamisches Grammatikalitätsgefälle innerhalb der Hauptwortarten muss nicht unbedingt mit der (von generativen Grammatikern verständlicherweise stark perhorreszierten; vgl. Baker 2003) Vorstellung einhergehen, die Wortarten seien „prototypisch“ (mit Kern-Rand-Gefälle und fließenden Übergängen und Grenzen) organisiert und ergo auch so zu modellieren. Ein solches Gefälle taugt aber möglicherweise dazu, verständlicher zu machen, wie Lerner das notorisch schwierige Problem lösen, strukturell-grammatische und idiosynkratisch-lexikalische Eigenschaften „ihrer“ Sprache gemeinsam zu erwerben.<sup>2</sup> Was *strukturell* als Anordnung ähnlicher Instanzen um eine „fokale Instanz“ (Seiler 1985) herum imponiert, das ist *prozessual* ein Arrangement, das dem Lerner beim Einstieg an jeder Stelle Zugang zu strukturellen und lexembezogenen Mustern erlaubt, weil alle „Fälle“ durch Ähnlichkeitsbeziehungen verknüpft sind. So ließe sich durchaus argumentieren, dass es seinen guten Sinn hat, Wortklassen „nach innen“ als Kontinua mit fließenden Übergängen zu modellieren und zugleich „nach außen“ als diskrete Klassen oder Mengen (vgl. für eine Diskussion Böhm 1998). Hansjakob Seilers Engführung von „Kontinua“ und „Wendepunkten“ (vgl. Seiler 1985, 1994) liefern ein vorerst bloß metaphorisches Denkmodell für die Darstellung von Verhältnissen, die zugleich „kontinuierlich“ und „diskret“ sind. So wäre etwa im Deutschen der Übergang zwischen einem (nukleusadjazenten) Relationsadjektiv und dem Bestimmungselement eines Determinativkompositums einerseits als Kontinuum zu modellieren (beide Konstruktionen tendieren zur Konzeptmodifikation und zu lexikalischen Befestigung), andererseits aber durchaus als kategorial diskret, weil die Grenze zwischen dem „Adjektiv“ mit all seinen morphosyntaktischen Eigenschaften und dem autonomen Wortstatus überschritten wird.

Erkennbar wird indes bereits aus dieser Perspektive, dass die linguistische Erwartung, man müsse allenthalben auf Varianten eines allgemeinen, eines „universalen“ Wortartensystems stoßen, einen starken Denkwang ausübt. Tatsächlich könnte es eher sein, dass es strukturell sehr unterschiedliche Lösungen für das Problem gibt, auf das die „Wortarten“ antworten, auch Lösun-

---

2 Vgl. zu diesem Komplex Feilke/Kappest/Knobloch (2001) und Knobloch (2000).

gen, in denen „Wortarten“ im Sinne grammatisch homogener Lexemklassen so gut wie gar nicht vorkommen. Da Diskursfunktionen wie „Referenz“, „Prädikation“ und „Modifikation“ auf unterschiedlichen Strukturebenen implementierbar sein müssen, brauchen *kategoriale Bedeutungen*<sup>3</sup> nicht unbedingt prototypisch und fest auf *Lexemklassen* verteilt oder „montiert“ zu werden. Im Grundsatz wäre auch ein System denkbar, in dem grammatische „Feldwerte“ (Bühler; vgl. Redder i.d.B.) und lexikalisch-semantische Bestände überhaupt nur fallweise und konstellativ auf der Ebene der Zeichenverkettung mit einander in Verbindung treten. Der Lexembestand einer solchen Sprache könnte, zugespitzt, „grammatisch neutral“ sein. Flankierend wäre ein Instrumentarium nötig, mit dessen Hilfe man die „neutralen“ Lexeme bzw. Stämme von Fall zu Fall in wechselnde grammatisch-kategoriale Funktionen wie „Prädikat“, „Referenz“, „Modifikation“ einfädeln kann. Es wäre eine Frage der Konvention und der vereinbarten Terminologie, ob es in einer solchen Sprache „Nomina“, „Verben“ etc. gäbe oder ob es bloß „Nominalisatoren“, „Verbalisatoren“ etc. sein sollten. Der Beitrag von Angelika Redder (i.d.B.) legt die Frage nahe, ob nicht auch die traditionellen, auf den Erfahrungen der indoeuropäischen Sprachen beruhenden Wortartssysteme vielleicht besser im Sinne von „Feldern“ und „Feldtranspositionen“ zu reanalysieren wären.

Eine funktionale Klasse von Ausdrücken (so Lehmann i.d.B.) geht dann, und nur dann, in eine grammatische Kategorie über, wenn es einerseits schematisierte und standardisierte Kontexte gibt, die eine solche Strukturklasse definieren, wenn es andererseits Stämme gibt, die ausschließlich in solchen Kontexten auftreten. Die tradierte Wortartenlehre als „Lexemklassifikation“ ist auf den zweiten Fall eingestellt und geht davon aus, dass die erforderliche Flexibilität durch syntaktische Derivation (auf der Ebene der Wortbildung und/oder auf der Ebene des Syntagmas) organisiert wird. Sofern die tradierte Wortartenlehre „syntaktische Wörter“ (und eben nicht Lexeme mit ihren Paradigmen) klassifiziert, nimmt sie mehr oder weniger unreflektiert konstellativ erteilte „Feldwerte“ in ihren Gegenstandsbereich auf (hierzu Eisenberg i.d.B.). Darunter leidet die praktische Brauchbarkeit und Eindeutigkeit der Wortartenklassifizierung, wie jeder bestätigen wird, der je versucht hat, in einem Einführungskurs zu vermitteln, dass man im Satz *Zitternd überquerten sie den Gletscher* den Ausdruck *zitternd* syntaktisch als „Adverb“, morphologisch als „Partizip I“ (und ergo als Verbform), Partizipien aber überwiegend als „Adjektive“ zu klassifizieren habe. Und sind sekundäre (d.i. morphologisch als Ableitungen aus anderen Wortklassen erkennbare) Lexeme innerhalb einer Wortart stärker oder schwächer grammatikalisiert als ihre „primären“ Brüder und Schwestern? Die Klasse der Adjektive im Deutschen besteht zu wenigstens 90% aus „sekundären“, als Ableitung erkennbaren Mitgliedern. Und wer nach

---

3 Im Sinne von Coseriu (1987).



der schieren Anzahl und nach der Präsenz grammatischer Formative (wie *-bar*, *-lich*, *-ig*, *-isch*) ginge, der müsste (*horribile dictu*) die „sekundären“ Adjektive für die eigentlichen und prototypischen erklären. In so und ähnlich strukturierten Wortartensystemen erzeugt Grammatikalisierung Formative zur Kennzeichnung „sekundärer“ Wortartzugehörigkeit, während die „primäre“ nicht eigens gekennzeichnet ist.<sup>4</sup>

Umgekehrt gibt es Sprachen, in denen die Spezialisierung der Stämme bzw. Lexeme auf bestimmte Kontexte weitgehend unterbleibt. Lehmann (i.d.B.) untersucht Nootka als Beispiel für eine Sprache, in der „nominale“ und „verbale“ Elemente insgesamt beinahe die gleiche Distribution aufweisen. Als „Pendant“ einer Lexemklassifikation bleibt dann die Beobachtung, dass ein Teil der Stämme ohne weiteres in referentieller Funktion gebraucht werden kann („Nomina“), ein anderer Teil aber nur dann, wenn er mit einem (quasi nominalisierenden) Artikelwort verbunden wird („Verben“). Auf die oben umrissene Logik der Lexemklassifikation übertragen hieße das: Alle Stämme sind entweder „primäre“ oder „sekundäre“ Nomina, die „sekundären“ Nomina sind zugleich „primäre“ Verben und vice versa. Auch im Indonesischen (vgl. Sneddon 1996) scheint lediglich eine Einteilung der formal nicht unterschiedenen lexikalischen Stämme in „primär nominativ“ und „primär prädikativ“ möglich zu sein. Die grammatische Organisation dieses „Stoffes“ geschieht einerseits durch syntaktisch-konstellative Schemata, andererseits durch ein System von Prä- und Suffixen, das die Prädikate grammatisch-semantisch modifiziert und mit Hinweisen auf die semantischen Rollen der Partizipanten versieht. Eine klassische Lexemklassifikation würde auch hier in die Aporie führen, während z.B. der Feldgedanke bei derartigen Gegebenheiten an explanativem Charme gewinnt. Petra Vogel (2000, i.d.B.) spricht in diesem Zusammenhang von gering oder nicht grammatikalisierten Wortartensystemen und möchte „Grammatikalität“ in diesem Zusammenhang als geordnete Entsprechung zwischen Lexem/Stamm und syntaktischen slots verstanden wissen. In grammatischen Nomen-Verb-Sprachen ist die Opposition [plus/minus prädikativ] Teil des Lexikons. In type-token-Sprachen dagegen (zu denen das Indonesische dann wohl zu rechnen wäre) besteht die funktionale Hauptopposition zwischen „lexikalischem type“ und „syntaktischem token“ (Vogel 2000: 264).

Eine relativ feste Zuordnung von Lexem und syntaktischer Funktion bzw. syntaktischem slot erscheint aus dieser Sicht eigentlich nur als „zweitbeste“ Lösung eines darstellungstechnischen Problems. Denn was zuerst fixiert wird, das muss in einem zweiten Schritt (durch syntaktische Derivation auf der Ebe-

---

4 Die Beiträge von Frevel (i.d.B.) und Frevel/Knobloch (i.d.B.) untersuchen unter diesem Gesichtspunkt einen Typ von Adjektiven, der innerhalb der Wortklasse durch dezidierte grammatisch-semantische, morphologische und syntaktische Eigenheiten konturiert ist: die Relationsadjektive.

ne der Wortbildung bzw. durch Operatoren auf der Ebene des Syntagmas) wieder in Bewegung gesetzt, gewissermaßen reflexibilisiert werden. Ein System, das lexikalische Bedeutungen fest an *eine* bestimmte syntaktische Funktion binden würde (das also gewissermaßen nur aus monofunktionalen Wörtern – wie im Deutschen z.B. den Adverbien – bestünde), wäre viel zu starr und zu nichts zu gebrauchen. Aus dieser Sicht hätten Systeme, die auf jedwede Zuordnung zwischen Lexem/Stamm und grammatischer Spezifik auf der Ebene lexikalischer Klassen verzichten, einen architektonischen Vorteil: Sie benötigen kein sekundäres „Umwandlungssystem“, weil sie das Lexikon von grammatischen Auszeichnungen von vornherein freihalten.

Es ist jedoch evident, dass auch in ausgeprägt „grammatischen“ Wortartensystemen die Eins-zu-eins-Passung zwischen Lexem und syntaktischem slot eine seltene Ausnahme ist. Sie kommt eigentlich nur vor bei Wörtern, die selbst am Ende der grammatischen Bestimmungshierarchie stehen, d.h. die nur von „Ihresgleichen“ näher bestimmt werden können. Im Übrigen imponieren die Hauptwortarten in „grammatischen“ Wortartensystemen in der Regel eher als geordnete Bündel von syntaktischen slots und paradigmatisierten Formen. Die Nomina im Deutschen sind syntaktische „Nichtspezialisten“, an sich auf keinen bestimmten slot festgelegt und mit einer „Feldapparatur“ versehen, die sie für jeden slot geeignet macht: Kasus, Artikelwörter, Kopula etc. Die Verben sind umgekehrt zwar in ihren finiten Formen (und in deren Rektionsbeziehungen auf infinite) auf den Prädikatsslot eingestellt, verfügen aber ebenfalls über sekundäre, infinite Formen, die als „nominal“, „adjektivisch“ etc. beschrieben werden können.<sup>5</sup> Grammatikalisierungsprozesse *innerhalb* einzelner Wortarten gehen immer mit erheblichen Einbußen an dieser syntaktischen Vielfalt einher, also mit dem partiellen *Verlust* wortartspezifischer Verwendungsvielfalt und der gleichzeitigen Hypertrophierung *bestimmter* Verwendungen.

Peter Eisenberg (i.d.B.) zeigt am Vergleich komplexer periphrastischer Formen der Verbalgruppe im Deutschen mit der (für morphologische Verbal-kategorien konzipierten) Bybee-Hierarchie, dass die syntaktische und die morphologische Serialisierung bzw. Hierarchisierung „sekundärer“ Verbalkategorien in der Tat den gleichen Regeln folgt. Die (ansonsten einigermaßen beunruhigende) Tatsache, dass in der traditionellen Grammatik auf weite Strecken periphrastische Tempus-, Modus-, genus-verbi-Formen (also faktisch Syntagmen) genau so behandelt werden wie morphologisch komplexe „einwortige“ Formen, lässt sich somit rechtfertigen. Und auch die traditionelle Annahme der diachronen Grammatikalisierungstheorie, wonach die Morphologie von heute die Syntax von gestern ist, gewinnt zusätzliche Evidenz. Weit weniger eindeu-

---

5 Vgl. für eine solchermaßen axiomatisierte Untersuchung des deutschen Wortartensystems Sandmann (1940), wieder abgedruckt in Schaefer/Knobloch (1992: 221–252).

tig sind die Schlussfolgerungen, die sich aus diesen Befunden für das Verhältnis der Hauptwortarten zur Grammatikalisierung ziehen lassen. Allerdings lassen sich Argumente über die Schlüsselrolle syntaktischer Musterbildung und syntaktischer Musterdifferenzierung aus diesen Beobachtungen gewinnen. Sprachtheoretisch noch interessanter sind womöglich die von Eisenberg selbst angedeuteten Schlussfolgerungen zum Verhältnis von Derivation und Flexion: Derivationsuffixe stehen dem Stamm näher als Flexionsuffixe. Bei massiver Kopräsenz beider Elemente in einer Wortform entsteht<sup>6</sup> ein Externalisierungsdruck auf die Flexionselemente, der tendenziell den Charakter beider verändert und womöglich „Treibstoff“ für Prozesse liefert, die wir als Reorganisation des Wortartensystems im Rahmen des Grammatikalisierungs-Paradigmas beobachten können.

Himmelman (i.d.B.) plädiert für einen „engen“ und streng operationalisierten Begriff von Grammatikalisierung, der sich nur auf ein (zunächst mehr oder minder lexikalisches) *Element* in dem ihm zugeordneten *Konstruktionskontext* beziehen kann. Aus seiner Sicht können Grammatikalisierungsprozesse nur *indirekt* Konsequenzen für die innersprachliche Ausbildung von Wortklassen haben, dergestalt etwa, dass die Herausbildung eines Artikels aus einem Demonstrativum die Klasse derjenigen (nominalen) Elemente zu definieren hilft, die syntaktisch mit dem neuen Artikel kombiniert werden können oder müssen. Grammeme, so könnte man fortfahren, definieren ipso facto die Klasse der (konstruktionellen und/oder lexikalischen) Umgebungen, in denen sie vorkommen können. Und in der Tat besteht ja das Alltagsgeschäft der Wortartenbestimmung vielfach darin, eine Klasse dadurch zu bestimmen, dass man sie distributionell einem bestimmten Formativ zuordnet, etwa: „Verb“ ist im Englischen, was mit /-ing/ gekoppelt vorkommen kann, „Nomen“, was mit dem Artikel /the/ ein Syntagma bildet. Erkennbar ist jetzt freilich auch die inhärente Ambivalenz dieser Praxis, die uns nicht darüber belehren kann, ob ein Element einer Klasse zugehört, weil es mit diesem Formativ kookkurriert, oder ob die Kookkurrenz mit diesem Formativ es bloß syntaktisch und „okkasionell“ dieser Klasse einverleibt, während es „an sich“ zu keiner (oder zu einer anderen) gehört. Dieses Problem ist durchaus real, etwa in den usuellen Bestimmungsverfahren, die „Artikel“ und „Nomen“ reziprok, also gewissermaßen „durch einander“ definieren.

Zu den halbwegs unkontroversen Ergebnissen der „kognitiven“ Wende in der Linguistik gehört die Einsicht, dass die kategoriale Strukturierung natürlicher Sprachen eng mit der Lernbarkeit und Automatisierbarkeit grammatischer „Techniken des Sprechens“ zusammenhängt. Alternative strukturelle Optionen

---

6 Es wäre zu prüfen, ob diese Beobachtung auf Flexionssprachen zu beschränken ist oder ob sie auch in „agglutinierenden“ Sprachen mit ihren notorisch langen und komplexen Affixketten zu bestätigen ist.

etwa in der grammatischen Gliederung des Wortschatzes („lexikalisch“ vs. „fallweise“) müssen grosso modo auf die gleiche Weise lernbar, beherrschbar, automatisierbar sein. In diesem Zusammenhang weist Ágel (i.d.B.) darauf hin, dass die Probleme der Herausbildung und Beschreibung von Wortklassen auch am gleichermaßen prekären wie schriftlastigen Wortbegriff hängen. Gegenüber den holistischen und pragmatischen Verfahren primärer Oralität imponiert die „Gliederigkeit“ eines schriftbasierten, auf semantischer Ausgliederung und grammatischer Recodierung beruhenden Wortbegriffes in der Tat auf gänzlich neuen Grundlagen, und gerade für genuine Gesprächselemente erweist sich die herkömmliche Wortartensystematik als ganz und gar unpassend. Sogar der Wortstatus dieser Elemente kann in dem Maße in Frage gestellt werden, wie ihnen ein von der gesprächslokalen Indexikalität absetzbarer Inhalt, ein *signifié* im Sinne Saussures, gar nicht zugeordnet werden kann. Auf der anderen Seite dürften pragmatische oder diskursive Paradigmatisierungsprozesse des von Ágel untersuchten Typs mit ihren strikt interaktiven Systematisierungen auf der Ebene „unterhalb“ oder „jenseits“ des (schrift-)sprachlichen Minimalzeichens einen wichtigen „Input“ für grammatische Recodierungsprozesse abgeben. Mit den „Feldzeichen“ Bühlers haben sie gemein, dass ihnen die semiotische Dimension der Darstellung von „Gegenständen und Sachverhalten“ abgeht. Als interpersonelle und interaktive Nähe- oder Distanzzeichen sind sie vor-grammatisch und vor-kompositionell, aber möglicherweise modellbildend für die sprachtechnischen und sekundären Zeichenbildungen in der Grammatik. Die pragmatischen Orientierungs- und Steuerungsfunktion in der geteilten Aufmerksamkeit des face-to-face-Orientierungsfeldes, die von „Gesprächswörtern“ wahrgenommen wird, nimmt die textuell-syntagmatischen Steuerzeichen der Grammatik vorweg, die ja oft ebenfalls „lokal“ bleiben und ohne ihren „Ort“ keinerlei *signifié* aufweisen. Insofern handelt es sich hier um einen Beitrag zu der Frage Lehmanns (i.d.B.) nach dem möglichen Input für Grammatikalisierungsprozesse, „bevor“ es kategorisierte Wörter gibt. Wie sehr die grundlegenden Impulse grammatischer Strukturbildung in den Bereich konzeptueller Mündlichkeit (vgl. Scheerer 1993) zurückverlegt werden müssen, darüber wird künftig wohl noch häufiger zu reden sein.

Bezüglich der Diachronie bleiben diese Fragen freilich spekulativ, aber für die Aneignung des grammatischen Systems einer Einzelsprache im Erstspracherwerb sind sie sehr real. Denn als kognitive Aufgabe des Sprachlerner steht die „Grammatikalisierung“ zunächst einzelner, dann unverbundener und schließlich nur sehr begrenzt variabler, aus dem Redestrom der Umgebung ausgegliederter „Blöcke“ ständig auf der Tagesordnung. Da Kinder (ganz anders als Linguisten!) nicht mit den einzelnen, per Schrift bereits ausgegliederten Lexemen konfrontiert sind, sondern mit syntagmatisch verketteten Elementen des Redestromes, erfahren sie (Proto-)Wörter entweder als komplette

Äußerungen oder als Teile von Konstruktionen. Heike Behrens (i.d.B.) argumentiert vom Standpunkt der „construction grammar“, dass die praktische Aneignung der kategorialen Unterschiede zwischen „Wörtern“ durch induktive Generalisierung ihrer konstruktionellen Verwendungsweisen vonstatten gehe. Etwas zugespitzt: Kategoriale Unterschiede beginnen als Epiphänomene der syntaktischen Distribution. Und sie beginnen lexemspezifisch, d.h. Kinder erwerben das „Strukturelle“ und „Kategoriale“ zunächst in seiner lexikalischen Besonderung, bevor sie allgemeine Muster aufbauen, in die auch „neues“ lexikalisches Material problemlos eingebaut werden kann. Während die traditionelle Spracherwerbsforschung (weitgehend ohne die Aporie dieses Gedankens zu bemerken!) davon auszugehen pflegte, dass „Nomina“ vor „Verben“ und die Wortarten also in einer „Reihenfolge“ angeeignet werden, obwohl sie doch erst durch ihre Kontraste und Oppositionen als solche definiert werden können, zeigt sich neuerdings eine weitgehende (und relativ undynamische) Entsprechung zwischen den numerischen Verhältnissen der Zielsprache und des Inputs auf allen Ebenen der kindlichen Sprachentwicklung – was einmal mehr die Einsicht bestätigt, dass man gerade in Fragen des kindlichen Spracherwerbs nur „sieht“, was man „weiß“.

Auch für das Problem einer adäquaten synchronischen Analyse und Beschreibung von Wortartensystemen sind vergleichende Erwerbsdaten höchst interessant. Es wäre z.B. wichtig zu untersuchen, ob die von Petra Vogel typologisch beschriebenen Unterschiede (Nomen-Verb-Systeme bzw. Systeme, die auf der Opposition zwischen lexikalischem *type* und syntaktischem *token* basieren) auch einen Unterschied für die Erwerbsprozesse ausmachen. Umgekehrt kann man wohl vermuten, dass in Systemen mit starker syntaktischer Derivation (mit vielen markanten „sekundären“ Mitgliedern der Hauptwortklassen also) die Aneignung dieser Systeme zu einer Restrukturierung und Reorganisation kategorialen Wissens beiträgt.

Spekulativ, aber darum keineswegs uninteressant (und sowohl im Blick auf synchrone Systeme als auch mit Bezug auf deren Aneignung im Erstspracherwerb zu untersuchen) wäre weiterhin die Frage, ob die Hauptwortarten in Systemen des eher „grammatischen“ Typs untereinander in Beziehungen stehen können, die durch grammatische „Spezialisierung“ miteinander verbunden sind. „Prädizieren“, „Nennen“ und „Beschreiben“ dürften auf der Ebene kindlicher Monorheme (Einwortäußerungen) kaum zu unterscheiden sein, wohl aber, sobald sich strukturell komplexere Äußerungstypen etablieren. Da „Verben“, wenn sie grammatisch angeeignet sind, auch über sekundäre „Nennformen“ verfügen und „Nomina“ über sekundäre Prädikatskonstruktionen (Kopulaverben etc.), wäre eine Grammatikalisierungshierarchie denkbar, in der Ordnung durch den graduellen *Verlust* semiotischer (und distributioneller) Heterogenität und Vielfalt aufgebaut wird. Aus dieser Sicht sind „Wortarten“ so etwas wie komplementäre Muster der darstellungstechnischen Spezialisie-

rung, die sowohl „zwischen“ den einzelnen Wortarten stattfindet (mit dem Verb als der umfassendsten Kategorie, die vom „Prädizieren“ bis zum syntaktischen „Verbinden“ alle Optionen umfasst, bis hin zu grammatisch hoch spezialisierten „Verbindern“ (wie Artikel, Präposition, Konjunktion) als auch „innerhalb“ der Hauptwortarten (vom lexikalischen „Vollverb“ über die Modalverben, Kopulaverben bis hin zu den reinen Hilfsverben).

### **Zu den Beiträgen**

Der Band enthält die Beiträge eines Kolloquiums, das die Herausgeber am 11. und 12. Juli 2003 unter dem Titel „Wortarten und Grammatikalisierung – Perspektiven in System und Erwerb“ an der Universität Siegen veranstaltet haben. Über den Verlauf dieses Kolloquiums berichtet Matthias Krell in der *Zeitschrift für germanistische Linguistik* (31/2003, 406–411). Ziel der Veranstaltung war es, mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern die Frage zu erkunden, ob sich der in der diachronen Linguistik verwurzelte Grammatikalisierungsgedanke fruchtbar und erklärungskräftig ausweiten lässt auf Fragen der synchronen Architektur des Sprachsystems, der Begründung und Erklärung von Wortarten, der geordneten Koexistenz unterschiedlicher stark grammatikalisierte Optionen in ein und derselben kategorialen Domäne, des sukzessiven Aufbaus von „Grammatikalität“ im kindlichen Erstspracherwerb.

### **Danksagungen**

Zu danken haben wir zuerst den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Kolloquiums, die durch ihre Vorträge und Diskussionsbeiträge die Debatte zum Thema „Wortarten und Grammatikalisierung“ eröffnet haben. Wir danken weiterhin dem Fachbereich 3 („Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaften“) der Universität Siegen und dem „Siegener Institut für Sprachen im Beruf“, die uns Mittel für die Durchführung des Kolloquiums zur Verfügung gestellt haben. Bedanken möchten wir uns gleichfalls bei den Herausgebern der Reihe „Linguistik – Impulse und Tendenzen“, die den Band zur Veröffentlichung angenommen haben, sowie bei Bastian Pohl, der die Manuskripte für den Druck eingerichtet hat.

### **Editorische Notiz**

Der Beitrag von Peter Eisenberg ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, der unter dem Titel „Kategorienhierarchie und verbales Paradigma“ veröffentlicht wurde in Oddleif Leirbukt (Hrsg.) (2004): *Tempus/Temporalität und Modus/Modalität im Sprachvergleich*. Tübingen: Stauffenburg.

Der Beitrag von Petra Vogel ist eine überarbeitete und gekürzte Fassung von „Grammaticalisation an part-of-speech systems“, veröffentlicht in Petra Vogel & Bernard Comrie (Hrsg.) (2000): *Approaches to the Typology of Word classes*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter.

## Literatur

- Baker, Mark C. (2003): *Lexical Categories. Verbs, nouns, and adjectives*. Cambridge: CUP.
- Böhm, Roger (1998): *Notional Grammar. Wortklassen und Dependenz*. Bremen: Bremer Linguistisches Kolloquium Nr. 7.
- Brown, Keith / Miller, Jim (Hrsg.) (1999): *Concise Encyclopedia of Grammatical Categories*. Amsterdam: Elsevier.
- Coseriu, Eugenio (1987): „Zum Problem der Wortarten (partes orationis)“. In ders.: *Formen und Funktionen*. Tübingen: Niemeyer, 24–44. [wieder abgedruckt in Schaefer/Knobloch 1992: 366–388].
- Croft, William (1991): *Syntactic Categories and Grammatical Relations*. Chicago: University of Chicago Press.
- Feilke, Helmuth / Kappert, Klaus-Peter / Knobloch, Clemens (Hrsg.) (2001): *Grammatikalisierung, Spracherwerb und Schriftlichkeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Givón, Talmy (1979): *On Understanding Grammar*. New York: Academic Press.
- Hopper, Paul / Thompson, Sandra (1984): *The discourse basis for lexical categories in universal grammar*. *Language* 60. 703–752.
- Knobloch, Clemens (1990): „Wortarten und Satzglieder. Theoretische Überlegungen zu einem alten Problem“. *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 112,2. 173–199.
- (2000): *Spracherwerb und Grammatikalisierung. Siegener Papiere zur Aneignung sprachlicher Strukturformen (SPAS Nr. 6)*. Manuskript Siegen.
- Lehmann, Christian (1995): *Thoughts on Grammaticalization*. München, Newcastle: Lincom.
- Sandmann, Manfred (1940): „Substantiv, Adjektiv-Adverb und Verb als sprachliche Formen. Bemerkungen zur Theorie der Wortarten“. In: *Indogermanische Forschungen* 57, 81–112.
- Schaefer, Burkhard / Knobloch, Clemens (Hrsg.) (1992): *Wortarten. Beiträge zur Geschichte eines grammatischen Problems*. Tübingen: Niemeyer.
- Scheerer, Eckart (1993): *Orality, Literacy, and Cognitive Modelling. Berichte aus dem Oldenburger Institut für Kognitionsforschung, Nr. 13*. Oldenburg.
- Seiler, Hansjakob (1978): „Determination: A functional dimension for interlanguage comparison“. In: ders. (ed.): *Language Universals*. Tübingen: Narr, 301–324.
- (1985): „Kategorien als fokale Instanzen von Kontinua, gezeigt am Beispiel der nominalen Determination“. In: B. Schlerath / V. Bittner (Hrsg.): *Grammatische Kategorien, Funktion und Geschichte*. Wiesbaden, 435–448.
- (1994): „Continuum in cognition and continuum in language“. In: C. Fuchs / B. Victorri (Hrsg.): *Continuity in Linguistic Semantics*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, 33–43.
- Sneddon, James Neil (1996): *Indonesian. A Comprehensive Grammar*. London: Routledge.
- Vogel, Petra M. (2000): „Grammaticalisation and part-of-speech systems“. In: Petra Vogel / Bernard S. Comrie (eds.): *Approaches to the Typology of Word Classes*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter, 259–284.

Siegen, im Februar 2005





## **Inhalt**

CHRISTIAN LEHMANN (Erfurt) Wortarten und Grammatikalisierung .....	1
PETER EISENBERG (Potsdam) Das Verb als Wortkategorie des Deutschen. Zum Verhältnis von synthetischen und analytischen Formen .....	21
ANGELIKA REDDER (Hamburg) Wortarten oder sprachliche Felder, Wortartenwechsel oder Feldtransposition? .....	43
PETRA M. VOGEL (Bern) Conversion and derivation in different part-of-speech systems ....	67
NIKOLAUS HIMMELMANN (Bochum) Gram, construction, and class formation .....	79
VILMOS ÁGEL (Kassel) Wort-Arten aus Nähe und Distanz .....	95
CLAUDIA FREVEL (Siegen) Verwendungen und Funktionen des Relationsadjektivs im Spanischen und Deutschen, einige kontrastive Betrachtungen .....	131
CLAUDIA FREVEL (Siegen) & CLEMENS KNOBLOCH (Siegen) Das Relationsadjektiv .....	151
HEIKE BEHRENS (Groningen) Wortarten-Erwerb durch Induktion .....	177
Ausgewählte Literatur zum Problemkreis Wortarten und Grammatikalisierung .....	199
Sachregister .....	211



*Christian Lehmann* (Erfurt)

## **Wortarten und Grammatikalisierung**

### **Abstract**

Within each of the major word classes, a more lexical subclass must be distinguished from a more grammatical subclass. Grammaticalization may then change the word class system in two ways: 1) It may create a class of grammatical words (formatives or “function words”) by pressing a subclass of a lexical class into a new function. 2) It may introduce a new lexical class into the language system, either by imposing a constraint on the distribution of a subclass of some existing lexical class, or else by condensing phrases of a certain syntactic category into words. Evidence comes from the genesis of numeral classifiers, possessive classifiers, adjectives and nouns in some selected languages.

### **1. Einleitung**

In der allgemein-vergleichenden Sprachwissenschaft hat die Grammatikalisierung eine bemerkenswerte Karriere gemacht. Sie ist in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts, vor allem von Talmy Givón, wiederentdeckt worden. Die Bedeutung des Phänomens und die Fruchtbarkeit des Begriffs für die linguistische Analyse sind sogleich von anderen erkannt worden, und in den achtziger Jahren floss bereits ein nennenswerter Strom empirischer Studien, die von dem Begriff Gebrauch machten. Am Ende des Jahrhunderts war die Grammatikalisierung das neue Paradigma der Linguistik geworden. Man arbeitet nicht mehr „in generativer Grammatik“ und auch nicht mehr „in Typologie“, man arbeitet „in Grammatikalisierung“. Alle Sorten linguistischer Probleme werden unter dem Gesichtspunkt der Grammatikalisierung angegangen. Der Terminus hat eine enorme Inflation erfahren, und wie immer in solchen Fällen ist der Begriff ausgeweitet und dabei immer unklarer geworden.

Unter diesen Auspizien werde ich mich den Wortarten unter dem Gesichtspunkt der Grammatikalisierung zuwenden. Das ist noch nicht gemacht worden, und ebenso wenig wie bei anderen jüngeren Anwendungen des Begriffs ist hier garantiert, dass die Anwendung fruchtbar ist. Auf den ersten Blick erstaunt die Kombination im Titel des Kolloquiums. Grammatikalisierung ist ein dynamisches Phänomen, sie involviert fließende Grenzen und graduelle Übergänge von einer Kategorie in die andere. Das scheint es in der Sphäre der Wortarten nicht zu geben.

Im Folgenden werde ich zunächst an die wesentlichen Eigenschaften der Grammatikalisierung und an die für die Analyse von Wortarten notwendigen Begriffe erinnern. Der empirische Teil besteht in der Untersuchung von Daten aus dem Persischen, dem yukatekischen Maya, Quechua, Tamil, Nootka und Haussa und betrifft die Genese von Klassifikatoren, Adjektiven und Substantiven. Am Schluss werden wir sehen, ob diese Analysen die Hypothese von der Genese von Wortarten durch Grammatikalisierung rechtfertigen.

## 2. Grammatikalisierung

Die Grammatikalisierung einer sprachlichen Einheit ist vor allem ihre Verfestigung, d.h. ihre Unterwerfung unter Beschränkungen des Sprachsystems. Die fragliche Einheit verliert an struktureller Autonomie. Das besagt für den Sprecher, dass er die Freiheit, sie nach seinen kommunikativen Absichten zu manipulieren, verliert und ihm stattdessen die Grammatik diktiert, wie er damit verfahren muss. Als Beispiel betrachte man das System des definiten und indefiniten Artikels, *le* und *un*, im Französischen. Als sie noch das Demonstrativum *ille* und das Numerale *unus* des Lateinischen waren, wählte der Sprecher sie nach ihrem Sinn. Wenn er „jenes Pferd“ ausdrücken wollte, sagte er *ille equus* oder *equus ille*; und wenn er „ein Pferd“ (im Gegensatz zu „zwei Pferde“) ausdrücken wollte, sagte er *unus equus* oder *equus unus*. Er konnte auch *ille unus equus* und alle denkbaren Permutationen dieses Syntagmas sagen. Er sagte nichts von alledem, wenn er bloß „ein Pferd“ oder „das Pferd“ ausdrücken wollte, denn in diesen Fällen sagte er einfach *equus*.

Heute ist die Situation völlig verändert (vgl. Kabatek 2003). Zwar kann der Sprecher immer noch wählen, ob er *j'ai vu un cheval* oder *j'ai vu le cheval* sagen will. Aber er kann nicht mehr *cheval un* oder *cheval le* sagen, und auch nicht *un le cheval*, und er kann auch nicht auf den Artikel verzichten und *j'ai vu cheval* sagen. Tatsächlich ist der Artikel in den meisten Kontexten obligatorisch. Noch schlimmer, die Wahl zwischen den beiden Artikeln ist in vielen Kontexten durch die Grammatik vorgeschrieben. In *Domino est le cheval le plus furieux que j'ai vu* kann man den definiten Artikel nicht ersetzen; und in *Domino est un des chevaux les plus furieux que j'ai vus* kann man den indefiniten Artikel nicht ersetzen. Der Artikel besetzt eine fixe Strukturposition im Nominalsyntagma, die Kategorie des Artikels als solche ist fast immer obligatorisch, und die Wahl zwischen ihren beiden Gliedern ist in vielen Fällen ebenfalls nicht frei.

Wichtig ist im Moment, dass eine neue Kategorie geschaffen wurde. Da wo das Französische über die Kategorie des Artikels verfügt, hatte das Lateinische nichts. Wenn wir die Wörter des Französischen klassifizieren, müssen wir zugeben, dass der Artikel eine Wortart ist. Gewiss, man kann ihn zu den pro-

nominalen Elementen gruppieren, so wie man die Hilfsverben *être* und *avoir* zu den Verben zählt. Aber wenn die Kriterien der Klassifikation der Wortarten syntaktisch sind, stellt man fest, dass die Artikel ihre Distribution mit keinem anderen Element der Sprache gemeinsam haben, ebenso wie die Hilfsverben ihre Distribution mit keinem anderen Verb gemeinsam haben.

### 3. Wortarten

Dies bringt uns zum Problem der Wortarten. Natürlich handelt es sich hier nicht darum, eine Theorie der Wortarten zu entwickeln. Es sind jedoch zunächst einige relevante Begriffe zu klären.

#### 3.1 Die Kriterien

Neben ihrer Extension hat eine Klasse eine Intension, was eben ihre Kategorie ist. Bekanntlich stehen die Intension und die Extension einer Klasse in umgekehrt proportionalem Verhältnis. Die Informationsmenge, die in der Kategorie einer Wortart liegt, ist nicht schwer zu berechnen (vgl. Lehmann 1978). Nehmen wir der Einfachheit halber ein traditionelles Wortartensystem an, das solche Klassen wie Substantiv, Adjektiv, Zahlwort, Verb, Präposition usw. vorsieht. Das liefert uns eine Menge von nicht mehr als 16 Wortarten auf der obersten Klassifikationsebene. Um nun 16 Elemente zu unterscheiden, genügen vier binäre Entscheidungen; die Informationsmenge einer Wortart beträgt höchstens 4 Bit. Mit anderen Worten, wenn man die Intension einer Wortart durch binäre distinktive Merkmale beschreiben wollte, so wäre das mit vier binären Merkmalen abgemacht. Wiewohl das selbstverständlich eine höchst schematische Berechnung ist, reicht sie doch hin, um uns eine Vorstellung von der Größenordnung der Intension einer Wortart, oder eher, ihrer extremen Generizität, zu geben.

Wortarten sind grammatische Klassen. Das heißt, in einer gegebenen Sprache ist eine Wortart durch ihre Distribution abgegrenzt. Das schließt, wohlgermerkt, nicht aus, dass sie eine semantische Basis hat. Diese ist jedoch normalerweise dermaßen allgemein, dass sie uns kein operationales Kriterium liefert, um die Zugehörigkeit eines beliebigen Wortes zu entscheiden. Die erwähnte Intension betrifft also eher das kombinatorische Potential der Wortart als ihr Significatum.

Wortarten sind grammatische Phänomene und als solche nicht universal, sondern sprachspezifisch (vgl. DeLancey 1997). Grammatische Phänomene mehrerer Sprachen können auf typologischer Ebene auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden. In diesem Sinne entsprechen Wortarten wie der Zahlklassifikator oder das Adjektiv typologischen Begriffen. Diese Analyse-

ebene ermöglicht es uns, allererst von Adjektiven in mehr als einer Sprache zu sprechen.

Wenn man über einen Begriff der typologischen Ebene, z.B. den Begriff des Substantivs, verfügt, kann man für eine gegebene Sprache eine operationale Definition des Substantivs entwickeln, die es gestattet, die Elemente dieser Klasse durch ihre Distribution zu identifizieren. Die Distribution eines Elements ist die Menge der Kontexte, in denen es auftritt. Je kleiner diese Menge, desto beschränkter ist die Distribution des Elements, d.h. desto mehr ist sie Beschränkungen der Grammatik unterworfen.

### 3.2 Die Klassifikation

Die Klassifikation von Wörtern wird gelegentlich als flache Klassifikation von nur einer Ebene behandelt. In Wahrheit handelt es sich um eine mehrfache Klassifikation, welche zum Teil eine hierarchische, zum Teil eine Kreuzklassifikation ist. Um zwei Beispiele zu geben: Einerseits (hierarchische Klassifikation) haben wir nur innerhalb der Klasse der Substantive Eigennamen und Appellativa; aber andererseits (Kreuzklassifikation) könnte dasselbe Kriterium, welches Präpositionen von Adverbien unterscheidet, bivalente von monovalenten Verben unterscheiden. Der Terminus ‚Wortart‘ im Titel dieses Beitrags bezieht sich folglich auf Klassen einer beliebigen hierarchischen Ebene.

Man teilt manchmal die Wortarten in primäre und sekundäre Wortarten ein. Substantiv, Adjektiv und Verb würden die primären Wortarten bilden, während Präposition, Adverb, Konjunktion und Partikel die sekundären Wortarten bilden würden. Als Korollar einer solchen Einteilung nimmt man oft an, dass die primären Wortarten lexikalische Klassen sind, während die sekundären Wortarten Klassen grammatischer Elemente sind.

Damit hat es nichts auf sich. In Wahrheit hat jede (Haupt-)Wortart mehr lexikalische und mehr grammatische Mitglieder, wie T1 illustriert.

lexikalische		grammatische	
Kategorie	Beispiel	Kategorie	Beispiel
Substantiv	<i>Besitz</i>	Pronomen	<i>mein</i>
Adjektiv	<i>rot</i>	Proadjektiv	<i>solch</i>
Verb	<i>existieren</i>	Hilfsverb	<i>sein</i>
Adverb	<i>hinten</i>	deiktisches Adverb	<i>da</i>
Präposition	<i>hinter</i>	grammatische Präposition	<i>von</i>
Konjunktion	<i>wohingegen</i>	universeller Subordinator	<i>daß</i>

T1 Lexikalische und grammatische Teilklassen der Wortarten

Eine Lektüre von T1 in der Senkrechten zeigt, dass die Wortarten sich nicht dadurch unterscheiden, dass die einen lexikalisch und die anderen grammatisch wären. Stattdessen ist das Kriterium ‚lexikalisch vs. grammatisch‘ von

den Wortarten unabhängig und erzeugt innerhalb jeder von ihnen zwei Teilklassen. Unnötig zu sagen, zwischen diesen beiden Teilklassen gibt es keine scharfe Grenze.


In jeder Zeile von T1 ist die grammatische Teilklassse mit der lexikalischen durch Grammatikalisierung verbunden. So ist z.B. das Hilfsverb *haben* aus dem gleichlautenden Vollverb grammatikalisiert, und die grammatische Präposition *zu* ist aus der gleichlautenden direktionalen Präposition grammatikalisiert. In Übereinstimmung mit den prinzipiellen Grammatikalisierungskriterien (s. Lehmann 2002, Kap. 4) unterscheidet sich die grammatische Teilklassse von ihrem lexikalischen Gegenstück so, wie es T2 zeigt.

Kriterium	lexikalische Teilklassse	grammatische Teilklassse
Struktur der Klasse	heterogen	homogen
Menge der Mitglieder	offen	geschlossen
Wahl eines Mitglieds	frei	beschränkt
syntagmatische Position	beweglich	fest
syntagmatische Kohäsion	locker	eng

T2 Strukturunterschiede zwischen lexikalischer und grammatischer Teilklassse

Tatsächlich ist die Distribution der mehr oder weniger grammatikalisierten Teilklassen einer Hauptklasse normalerweise ziemlich unterschiedlich. Das bedeutet, dass reine Distributionskriterien uns nicht dazu brächten, z.B. das Adjektiv und das Pro-Adjektiv unter eine einzige Hauptklasse zu subsumieren. Man kann zwar die Distributionskriterien lockern und alles, was zwischen einem Artikel und einem Substantiv stehen kann, in eine Hauptwortart tun. Aber der Sinn, in dem man dann die Kriterien lockern müsste, ergibt sich nicht aus dem Distributionalismus; er wird uns durch den von der Grammatikalisierung hergestellten Zusammenhang nahegelegt.

Früher hat man in der Grammatikalisierung bloß die Reduktion eines Wortes zu einem Affix gesehen, ungefähr so, wie es S1 zeigt.

Grad der Grammatikalisierung	niedrig  hoch				
Status des grammatikalisierten Elements	Wort	Klitikum	Affix	innere Modifikation	0

S1 Vereinfachte Grammatikalisierungsskala

In einer solchen Sicht ist der im Titel dieses Beitrags hergestellte Bezug sehr einfach: Eine Wortart kann als Input zu einem Grammatikalisierungskanal dienen, aber sie kann nicht sein Output sein, denn der Output der Grammatikalisierung sind Paradigmen von grammatischen Markern. Folglich müssen Wortarten auf irgendeine Weise entstehen, aber nicht durch Grammatikalisierung.

Diese Sicht ist aus mehreren Gründen zu simpel. Zunächst ist eine Auffassung der Grammatikalisierung, die auf das isolierte Zeichen zentriert ist, partikularistisch und muss durch eine integralere Auffassung ersetzt werden (vgl. Lehmann 2002, §2.3). Zweitens schiebt die Grammatikalisierung Elemente die Hierarchie der grammatischen Ebenen hinunter, einschließlich der Ebenen des Wortes und des Affixes, die in S1 erscheinen. Aber es gibt durchaus höhere grammatische Ebenen wie den Satz und das Syntagma. Es ist folglich sehr wohl vorstellbar, dass die Stufe, welche in S1 als initiale erscheint, bloß eine Zwischenstufe in einem Prozess ist, der „weiter oben“ anfängt. Drittens haben wir soeben gesehen, dass die Wortarten Teilklassen haben, insbesondere grammatikalisiertere Teilklassen. Diese letzteren sind jedenfalls ein Produkt der Grammatikalisierung mehr lexikalischer Teilklassen.

Wir gehen die Frage der Genese von Wortarten in zwei Schritten an. Zunächst sehen wir Klassen an, die auf der rechten Seite von T1 figurieren, und danach solche von der linken Seite.

#### **4. Die Genese grammatischer Wortarten**

Die kleinen und geschlossenen Paradigmen grammatischer Wörter wie der Hilfsverben oder der Artikel werden im Allgemeinen nicht als Wortarten angesehen. Da dieser Typ von Paradigma schon ausführlich unter dem Gesichtspunkt der Grammatikalisierung untersucht worden ist, verzichte ich hier auf die Diskussion, ob diese Ansicht gerechtfertigt ist, und wähle zwei Beispiele von Klassen von Funktionswörtern, die ziemlich umfangreich sind und deren Mitglieder phonologisch und morphologisch autonom sind.

##### **4.1 Zahlklassifikatoren**

Das Persische hat während seiner ganzen Geschichte seit dem Urindogermanischen keine Zahlklassifikatoren gehabt. Aber es hat sie heute. T3 enthält das komplette Paradigma.